



MICHELA REBENIKER

BRIGITTA SCHARINGER
Die pensionierte
Lehrerin suchte bis vor
Kurzem unermüdlich im
Alleingang.

SPURLOS

Rund 500 Kinder und Jugendliche sind derzeit in Österreich abgängig. Das Verschwinden eines Kindes stürzt Eltern in einen Alptraum, der für die meisten rasch ein glimpfliches Ende nimmt, für andere jedoch zu einem dauerhaften Ausnahmezustand aus Angst, Verzweiflung und Ohnmacht wird. In profil erzählen betroffene Eltern ihre Geschichte.

VON BRITTA ROTSCHE

FALL 1

„Jetzt kann ich einfach nicht mehr“

Eine Mutter, die verzweifelt suchte: Brigitta Scharinger.

Wenn die pensionierte Lehrerin Brigitta Scharinger, 52, morgens aufsteht, schreibt sie als Erstes eine To-do-Liste, mit der sie den Tag überstehen will. Auf dem Zettel stehen Dinge wie Kirschen pflücken, Flyer basteln, Jenni suchen. Geht sie abends zu Bett, ist der Tag vorbei, die Liste im besten Falle abgehakt – bis auf einen Punkt. Die Ungewissheit bleibt. Seit mehr als eineinhalb Jahren findet Brigitta Scharinger keine Ruhe mehr. „Meine Tochter Jenni Scharinger wird seit 22. Jänner 2018 vermisst. Sie ist 180 cm groß, zart, dunkelblond“, schreibt die Mutter auf Facebook. In den sozialen Netzwerken lebt Jenni weiter. An ihrem Geburtstag, dem 7. Juni, posten Freunde Glückwünsche und Erinnerungsbilder. Vor mehr als eineinhalb Jahren verschwand Jennifer Scharinger, damals 21 Jahre alt, spurlos aus ihrer Wiener Wohnung. Bis heute wurde sie nicht gefunden. Während der Vater daran zerbrochen ist, wie seine Ex-Frau Brigitta Scharinger erzählt, sucht die Mutter unermüdlich auf eigene Faust nach der Tochter. Sie glaubt inzwischen, dass ihre Tochter nicht mehr lebt, aber sie will Gewissheit. Sie möchte ein Grab. Und deshalb sucht Frau Scharinger weiter nach ihrer Tochter.

Gleichzeitig hält sie ihre „alte“ Welt aufrecht. Die Wohnung ihrer Tochter im 20. Bezirk ist nach wie vor auf Jenni gemeldet. Brigitta Scharinger fährt oft dorthin und bringt Blumen vorbei.

Noch immer gehen täglich Anrufe, Nachrichten über soziale Netzwerke oder SMS von Fremden, die glauben, etwas zu wissen, bei ihr ein. „Eine ältere Dame sagte, sie sei vielleicht schwanger gewesen und ist in die Donau gegangen.“ Andere glauben, die Tochter habe sich zum „Islamischen Staat“ abgesetzt. Manche schreiben, dass sie Jenni kennen und wissen, wo sie ist. Bisher haben sich solche Nachrichten stets als böse Scherze herausgestellt. „Das macht mich einfach

nur sprachlos. Wie kann jemandem so etwas einfallen? Wie kann man einer Mutter in so einer Situation nur so etwas schicken?“ Trotzdem: Sie muss den Vermutungen nachgehen, denn „bei Natasha Kampusch war es auch so, dass niemand mehr an ein Happy End geglaubt hatte“. Brigitta Scharinger sucht weiter. Sie durchforstet mit Spaten und Schaufeln Wald und Wiesen und erstellt Flyer, um weitere Hinweise zum Verschwinden ihrer Tochter zu erhalten. Oft helfen Fremde ihr bei der Suche. „Das finde ich so erstaunlich und toll zugleich“, sagt sie. „Ich habe dabei neue Freunde kennengelernt, die mich nicht bemitleiden, sondern konstruktive Vorschläge machen.“ Mitleid brauche sie nicht. Es gehe ihr nur um die Gewissheit, alles Menschenmögliche versucht zu haben. Auch mit einem Seher hatte Scharinger schon mehrmals Kontakt. Erst erklärte ihr der Mann, die Leiche von Jenni sei zu gut versteckt, die Mutter müsse ihre Suche aufgeben. Einen Tag später erhielt Scharinger vom selben Seher ein E-Mail: „Da Sie so leiden (müssen) und ich in letzter Zeit noch mal einige Erfolge hatte ...“ Beigefügt war ein Google-Maps-Link, der die Gegend umriss, wo Jenni seiner Ansicht zu finden sei. Brigitta Scharinger solle sich mit ihrem Handy „metergenau“ zu den Koordinaten führen lassen und den Ort mit einem Metalldetektor im Umkreis von 30 Metern absuchen. Nach diesem Hinweis reagierte Brigitta Scharinger nicht auf Mails, SMS oder Anrufe. Erst einen Monat später kommt eine Nachricht. Sie hatte sich wieder auf die Suche gemacht und einen Knochen gefunden, den sie zur Analyse gebracht habe. Wochen später schreibt sie, dass es sich nur um einen Rehknochen gehandelt habe. Ihr letztes SMS trug jedoch den Wortlaut: „Jetzt kann ich einfach nicht mehr.“

Zwei Jahre lang hatte sie keine Kosten und Mühen gescheut; jetzt hat sie die Kraft verlassen, und sie will versuchen, endlich zur Ruhe zu kommen.

FALL 2

„Dieses Ereignis hat mich wachgerüttelt“

Die vier schlimmsten Tage im Leben von Sandra Huber.

SANDRA HUBER
UND SOHN ADRIAN
„Bleib einfach,
wo du bist!“



MATTHIAS WIESENGLUBER

Normalerweise verbringt Sandra Huber, 45, gemeinsam mit Adrian, seinem Zwillingenbruder und ihrem jüngeren Sohn das Wochenende, bevor die Zwillinge wieder in die Stiftung „Jupident“ nach Schönbühl fahren, eine betreute Wohn- und Lerngruppe für Kinder und Jugendliche mit Lernbeeinträchtigungen und anderen geistigen Behinderungen. Doch an einem Samstag im vergangenen Mai beschloss der 15-Jährige, mit dem Zug von der Vorarlberger Gemeinde Götzis, wo die Familie lebt, nach Bregenz zu fahren. Adrian ist 15 Jahre alt; er hat eine Entwicklungsstörung und kann weder lesen noch schreiben. Solche Zugfahrten hat er jedoch schon häufig allein bewältigt. Die nächsten vier Tage sollten für Sandra Huber die schlimmsten ihres Lebens werden.

Am Nachmittag versuchte die Mutter in immer kürzeren Abständen, ihren Sohn zu erreichen – vergeblich. Gemeinsam mit Adrians Brüdern suchte Sandra Huber die Gegend ab und gab eine Vermisstenanzeige auf. Dass ein Streifenpolizist, dem sie auf ihrer Suche begegnete, von Adrians Abgängigkeit trotz ihrer Anzeige nichts wusste, irritierte sie nachdrücklich. Verzweifelt informierte Huber die Plattform „Österreich findet euch“, eine Website und Anlaufstelle für „Vermisste Menschen“, initiiert von Christian Mader, dem ehemaligen Leiter der Abgängigkeitsfahndung im Wiener Sicherheitsbüro. Die Plattform dient auch zur Unterstützung der Polizeiarbeit.

Sandra Huber konnte in dieser Zeit das Zimmer ihres Sohnes nicht betreten. Sie hatte Angst, dass ihr dann „alle Gefühle hochkommen“. Sie wollte

ihre Kräfte für die Suche aufsparen. Beruhigungstabletten halfen ein wenig, sich nicht von Fragen wie „Liegt er irgendwo verletzt?“ völlig verrückt machen zu lassen. Dazwischen Warten und Bangen.

Am dritten Tag endlich ein erster Hinweis, der Anlass zur Hoffnung gab: Adrian könnte in Deutschland sein, in der Nähe von Konstanz; er hatte dort am Samstagabend Geld behoben. Sie versuchte, mental Kontakt mit ihm aufzunehmen, schickte ihm in Gedanken eine Bitte: „Adrian, bleib einfach dort, wo du bist!“

Aufgrund seiner Entwicklungsstörung ist Adrian extrem schüchtern. Jemanden anzusprechen, bedeutet für ihn eine große Hürde. Immer wieder versuchte er, nach Hause zu kommen, stieg aber in die falschen Züge, weil er die Buchstaben nicht richtig zusammenfügen konnte. Als er Polizisten am Frankfurter Bahnhof anzusprechen versuchte, waren diese gerade mit einer jungen Frau beschäftigt; sie diskutierten und wurden laut. Da bekam Adrian es mit der Angst zu tun und ging wieder seiner Wege. Erschöpft, hungrig und müde schlief er am Bahnhof ein. Erst am vierten Tag fand die Polizei den Buben und brachte ihn zurück in seine Heimat Vorarlberg.

Heute sieht Sandra Huber das Verschwinden ihres Sohns als einen Wink des Schicksals: „Jetzt weiß ich, dass nur die Familie zählt.“ Adrian hat inzwischen ein Ortungsgerät bekommen. Er ist nach diesem Trauma viel anhänglicher geworden, umarmt die Mutter immer wieder. Monate später sagt Sandra Huber: „Dieses Ereignis hat mich wachgerüttelt. Es muss immer etwas passieren, bevor man wertschätzt, dass man eigentlich alles hat, was man braucht.“

FALL 3

„1145 Mal zündete ich die Kerze an“

Regina Schramm-Saraie vermisste ihren Sohn drei Jahre lang.

Wie ein Leuchtturm stand die brennende Kerze vor der Tür. Täglich, insgesamt 1145 Mal, zündete Regina Saraie, heute 56, symbolisch ein Licht an, auf dass ihr Sohn den Weg zurück nach Hause finde. Regina Saraie ist nicht gläubig, trotzdem betete sie für Arian. Manchmal kreisten die Gedanken wie im Karussell: „Wo schläft er in der Kälte? Nimmt er seine Tabletten? Was habe ich falsch gemacht? Hoffentlich tut ihm niemand etwas an!“

Der 26-jährige Arian ist Autist. Im November 2015 verschwand er spurlos aus seinem Betreuungszentrum in Wien. Regina Saraie kündigte ihren Job und begann eine Therapie. Sie lernte, sich selbst zu trösten: „Zu denken, es geht ihm gut, er hat jemanden gefunden, der sich um ihn kümmert, hat geholfen. Und dann strickt man sich seine eigene Geschichte zurecht, mit der man leben kann, ohne vollkommen zu zweifeln.“ Zum Schlafen legte sich die Mutter in Arians leeres Bett, sie zog seine Pullover an, weil ihr das die Illusion gab, mit Arian in Verbindung zu stehen.

Regina Saraie hatte zu dieser Zeit immer zwei Handys griffbereit – ihr eigenes und eines, das nur der Suche nach Arian diente. Sie sprach mit Medien, ging in die Sendung „Aktenzeichen XY“, ließ nichts unversucht. Die mediale Stille, die irgendwann eintrat, setzte ihr besonders zu: „Die schrecklichsten Phasen waren immer, wenn nichts mehr berichtet wurde – keine Zeitungsartikel, keine Aufrufe im Fernsehen, als sei nichts passiert.“

Arian ist halber Iraner. Er verschwand zu einem Zeitpunkt, als der Flüchtlingsstrom in Österreich anschwellte. Immer, wenn Regina Sa-

raie in jenen Monaten den Fernseher einschaltete, suchte sie unter den vielen jungen Männern nach ihrem Arian: „Er hätte ohne Weiteres zwischen ihnen untertauchen können. Daher haben wir alle vor Ort informiert, Flyer auf Arabisch verteilt, in NGOs und Notschlafunterkünften angefragt.“

Dann plötzlich Hoffnung: Ein junger Autist war entdeckt worden. Die Mutter fuhr aufgeregt zur Polizeistation und wollte ihren Sohn empfangen. Doch dann die Enttäuschung: Es war nicht Arian, sondern ein anderer junger Mann, der ihm einfach nur sehr ähnlich sah: „Das war furchtbar. Man glaubt, seinen Jungen wieder in die Arme zu schließen – und dann ist er es nicht.“

Drei Jahre lang war Adrian zu Weihnachten und Geburtstagen in Abwesenheit präsent. Auf seinen Platz am Esstisch stellte die Familie ein Bild, „damit er mit uns feiern kann“. Am Heiligen Abend legte die Mutter auch Geschenke für Arian unter den Baum, um sie nach dem Fest wieder einzusammeln.

Als am 28. Dezember 2018 Regina Saraies Handy klingelte, befand sie sich gerade in einer Umkleidekabine. „Wir haben ihren Sohn gefunden“, erklärte der Polizeibeamte am anderen Ende der Leitung. „Warum wissen Sie das so sicher?“, fragte die Mutter. Sie hatte Angst vor falschen Hoffnungen. Auf der Polizeidienststelle berichtete man ihr, ein junger Mann in Mailand behauptete, Arian Saraie zu heißen. Der Kriminalbeamte Stefan Mayer, Leiter des Kompetenzzentrums für Abgängige, stellte den Videokontakt zu einer Betreuungseinrichtung her. Auf dem Bildschirm sah Regina Saraie ihren Sohn. Am nächsten Tag brach sie nach Mailand auf, im Gepäck alle Geschenke, die an den vergangenen Weihnachten und Geburtstagen

unausgepackt geblieben waren.

Wie war Arian gefunden worden? Und warum hatte es so lange gedauert? Am 12. November 2015, wenige Tage nach seinem Verschwinden, tauchte Arian in Pieve Emanuele bei Mailand auf und wurde in ein Krankenhaus gebracht. Er gab sich als Antonio Gallo aus. Im Mai 2017 wurde er in eine Einrichtung für Autisten überstellt. Erst am 26. Dezember 2018 verriet Arian einem seiner Betreuer seine wahre Identität, der daraufhin die Polizei in Österreich verständigte.

Jetzt sitzt Regina Saraie auf dem Sofa in ihrem Wohnzimmer, Arian steht vor dem Fernseher. An der Wand hängt ein Bild: ein Schutzengel, der ihren Sohn umarmt. Arian schaut die Mutter an und fragt: „Hast du geweint?“ Die Mutter nickt. „Oje“, sagt Adrian, dann dreht er sich weg und tanzt zur Musik, die aus dem Fernseher tönt.

Als die Mutter von Italien erzählt, fängt Arian an, Italienisch zu sprechen. Selbstgespräche bei Autisten sind normal, Arian mache das ständig, sagt seine Mutter. Umso verständlicher ist es für sie, dass er nicht gefunden wurde.

Regina Saraie hat ihren Bürojob gekündigt. „Auch wenn es finanziell nicht so rosig aussieht, ist es mir wichtiger, dass es ihm gut geht und ich für ihn da bin“, sagt sie. Arian nimmt die Fernbedienung in die Hand und macht die Musik lauter. Die Mutter dreht den Kopf nach links. „Arian, bitte etwas leiser“, weist sie ihn an. Manchmal gibt es immer noch Augenblicke, in denen sie ihn sucht, sich fast reflexhaft nach ihm umschaufelt, bis ihr klar wird, dass Arian längst wieder da ist. In seinem Bett schläft sie immer noch. Aber etwas hat sich geändert: Wenn sie aufwacht, liegt ihr Sohn wieder neben ihr.

REGINA SCHRAMM-SARAIE UND SOHN ARIAN
„Wo schläft er in der Kälte? Was habe ich falsch gemacht?“



FALL 4

„Ein Grab haben zu dürfen, war das Wichtigste für uns“

Warum die schreckliche Gewissheit Familie F. *) doch erleichterte.

Herr und Frau F. vermissten ihre Tochter Anna fünf Jahre lang. Sie lebten mit der Ungewissheit; den Glauben an Gott haben sie in dieser Zeit verloren. Früher waren Mutter, Vater und Tochter regelmäßige Kirchengänger. Seit Annas Verschwinden findet der Vater keinen Trost in der Religion. „Ich konnte einfach nicht mehr beten, das war komplett weg.“ Heute wäre Anna 29 Jahre alt. Frau F. betritt die Wohnküche, setzt sich an den mit Kuchen gedeckten Tisch. „16 Jahre – und dann ...“ Sie macht mit der Hand eine Schnittbewegung. „Warum durfte mein Kind nicht alt werden?“

Fünf Jahre, von 2006 bis 2011, blieb Anna F. spurlos verschwunden. Die Frage „Wie kann eine 16-Jährige am helllichten Tag in einer kleinen, friedlichen Dorfgemeinschaft auf einem Weg von 200 Metern einfach so verloren gehen?“ bestimmte alles, nicht nur in der Familie, auch in der kleinen Gemeinde. Dann die schreckliche Gewissheit: Annas sterbliche Überreste wurden gefunden, in einem Erdkeller in nächster Nähe, zwei Dörfer weiter. Der Täter wurde ausfindig gemacht und verurteilt. So groß der Schock auch war, es schwang eine gewisse Erleichterung mit: Die Ungewissheit hatte ein Ende und Anna ein Grab. „Ein Grab zu haben, war das Wichtigste für uns“, so die Eltern.

Am Tag ihres Verschwindens hatten Mutter und Tochter einen nichtigen Streit. Bevor sich Anna in die Schule aufmachte, sagte die Mutter: „Sprechen wir darüber, wenn du wiederkommst.“ Es sollte das letzte Gespräch sein, das sie mit ihrer Tochter führte. Anna fuhr wie immer mit dem Bus zur Schule. Doch sie kam an diesem Tag nicht mehr nach Hause. Der Vater erinnert sich an den Moment, als er auf einmal einen Schnitt spürte, als hätte jemand ein unsichtbares Band zwischen ihm und seiner Tochter zertrennt. Seine Frau hingegen wurde die ganze Zeit über von Hoffnung getragen. Oft schaute sie in der Nacht in den Himmel und überlegte, ob ihre

Tochter wohl gerade denselben Stern wie sie ansah. Fünf Jahre später erfuhren die Eltern, dass der Vater mit seinem Gefühl richtig gelegen hatte. Es waren fünf Jahre, in denen der Vater jeden Tag draußen nach seiner Tochter suchte und die Mutter zu Hause neben dem Telefon saß, um Hinweise von Anrufern zu notieren, die Julia in Tschechien, Deutschland oder Saudi-Arabien gesehen haben wollten. „Wenn nur ein Fünkchen Wahrheit dabeigewesen wäre und man dem nicht nachgegangen wäre, das hätte man sich doch nie verzeihen“, sagt sie.

Die linke Hand des Vaters streift die Hosentasche, in der sein Handy steckt. Steht der Name eines seiner beiden Söhne oder der Schwiegertochter auf dem Display, denkt er sofort: Hoffentlich ist nichts passiert. Ich habe solche Angst, noch jemanden zu verlieren.

Irgendwann tauchte die Frage auf: Was soll mit Annas Zimmer passieren? Der Vater war nicht in der Lage, es zu räumen. Die Mutter beschloss, es aufzulösen, aber länger als eine halbe Stunde am Tag konnte auch sie nicht an diesem Ort der Erinnerungen verbringen. Einige Jahre war das Zimmer so, wie Anna es verlassen hatte. „Zweimal im Jahr habe ich ihre Wäsche gewaschen und wieder aufgehängt“, erinnert sich die Mutter, die gleich nach dem Verschwinden ihrer Tochter einen Koffer gepackt und unter Annas Bett geschoben hatte. „Da war eine Decke drin, Unterwäsche, eine Cordhose, eine kurze Jacke, Schuhe. Ich dachte mir, sie braucht sicher was zum Anziehen, was zum Zudecken, wenn sie wieder auftaucht.“

Erst drei Jahre nach dem Fund von Annas sterblichen Überresten beschloss das Ehepaar F., das Kinderzimmer zu renovieren. Heute steht dort noch der alte Schreibtisch, auf dem jetzt täglich „lebende“ Blumen stehen, wie die Mutter betont. Auch ein alter Holzkasten ist geblieben, in dem jene Kleider von Anna hängen, die sie in den letzten Tagen vor ihrem Verschwinden getragen hatte. In dem

Kasten stehen auch sieben dicke Ordner. „Ich habe jede einzelne Nummer, jeden Zettel, jeden Zeitungsartikel gesammelt und chronologisch geordnet“, erzählt die Mutter: „Das war für mich damals wichtig, und solange ich lebe, werden sie auch dort fix einen Platz haben.“ Auch 13 Jahre nach Annas Verschwinden ist das Blättern in alten Fotoalben für ihre Eltern undenkbar. Im Wohnzimmer lehnen Bilder an der Wand, die sie im Alter von zwölf Jahren zeigen. „Das geht, weil die schon immer da gestanden sind“, so der Vater. Jeden Tag läuft Herr F. vormittags und nachmittags 15 Minuten mit seinen Walking-Stöcken durch die Natur. Sein Ziel: „Dass ich die Erde einmal umrunde. Nach sechs Jahren bin ich jetzt bei ungefähr 16.000 Kilometern. Das heißt, es könnte sich ausgehen.“ Gedankenlose Sprüche versetzen Frau F. einen Stich. Sagt heute jemand zu ihr, „der hat vielleicht eine Leiche im Keller“, wird ihr übel. Nachts träumt sie davon, dass jemand kommt und sie erlöst, indem er zugibt, ihre Tochter umgebracht zu haben. Jedes Jahr am Auffindungstag der Tochter bekommt „er“ eine Karte. „Er“ ist der Mann, der Annas Leiche damals entdeckt hat. „Mein Mann weiß davon nichts, aber mir ist das wichtig. Ich schreibe ihm ein Dankeschön, dass er den Mut hatte und in diesen Keller gegangen ist.“

Frau K. setzt sich in ihr Auto. Im Vorbeifahren deutet sie auf die Haltestelle, an der ihre Tochter immer ein- und ausgestiegen ist. Zwei Dörfer weiter befindet sich der Ort, an dem Anna gefunden worden war. Meist suchen beide Wege, um das Haus zu umfahren. Müssen sie zum Bahnhof, gibt es keine Auswegmöglichkeit. Macht das Paar heute Urlaub, geht es immer auf Friedhöfe, auf der Suche nach Grabsteinen von Menschen, die in einem ähnlichen Alter wie ihre Tochter ihr Leben lassen mussten. Wenn sie solche Gräber finden, halten sie einander davor fest und gedenken der Toten und deren Angehörigen. Wenn beide heute eine Kirche betreten, können sie wieder beten.

A

uf einmal gibt es keine Wochentage mehr. Keinen Montag, keinen Dienstag, nur noch Tag eins, Tag zwei, Tag zehn – gezählt von dem Moment, an dem das Kind verschwunden ist. Hört man irgendwann auf zu zählen? Diese Frage stellen sich Eltern in solchen Situationen nicht.

Es war heuer das zweite Mal, dass Brigitta Scharinger an einem 7. Juni zur Arbeitsstelle ihrer Tochter fuhr, um dort einen selbst gebackenen Kuchen vorbeizubringen. Es ist in Jennifers Büro Usus, dass ein Geburtstagskind Süßes kredenzt. Jennifer Scharinger kann es nicht. „Deswegen backe ich stellvertretend für sie“, sagt Brigitta Scharinger. Im Jänner 2018 verschwand die damals 21-jährige Angestellte Jennifer Scharinger ohne jede Spur aus ihrer Wiener Wohnung. Seither hat ihre Mutter, eine pensionierte Lehrerin, nicht aufgehört, nach ihrer Tochter zu suchen. Auf eigene Faust. Mit Schaukeln und Spaten. Auf Wald- und Wiesenstücken. Denn mittlerweile glaubt sie nicht mehr, dass ihr Kind noch lebt. Aber sie will zumindest Gewissheit, ein Grab besuchen können, die vielen Fragezeichen löschen und endlich zur Ruhe kommen.

Brigitta Scharinger ist eine von vier Betroffenen, die mit dem plötzlichen Verschwinden eines Kindes zu leben lernen mussten und bereit waren, mit Profil über diesen Schicksalsschlag und dessen Konsequenzen zu sprechen. Es sind Geschichten mit unterschiedlichen Ausgängen, die vom Schlimmsten erzählen, was Eltern passieren kann – und davon, was später kommt, wenn das öffentliche Interesse abflaut, die Kommentare und Antworten auf Hilferufe in den sozialen Medien spärlicher werden und der Schmerz über den Verlust, die Selbstvorwürfe und die zermürbende Ungewissheit eine Dauersymbiose eingehen. „Das Schlimmste ist die Stille, wenn nichts mehr berichtet wird“, erzählt Regina Saraie, deren autistischer Sohn drei Jahre vermisst wurde.

In Österreich sind derzeit laut dem Bundesministerium für Inneres 916 Personen abgänglich (Stand Anfang November); etwa die Hälfte von ihnen sind Kinder und Jugendliche. Selten bleiben die Fälle unaufgeklärt. „Das kommt circa zehn Mal pro Jahr vor – darin sind aber auch Erwachsene inkludiert“, erklärt Stefan Mayer, Fachbereichsleiter im Bundeskriminalamt, der das 2013 gegründete Kompetenzzentrum für vermisste Personen leitet. Der Großteil der Vermissten taucht innerhalb einer Woche wieder auf, meistens handelt es sich dabei um Ausreißer. 95 Prozent werden innerhalb eines Monats gefunden. „Bei 11.000 bis 12.000 gemeldeten Vermisstenfällen pro Jahr ist die Aufklärungsrate also ziemlich hoch“, ergänzt der Pressesprecher des Bundeskriminalamts, Vincenz Kriegs-Au.

Damit abgängige Personen möglichst schnell gefunden werden können, sei vor allem eine sofortige Meldung wichtig. „Dass man erst nach 24 Stunden die Polizei benachrichtigen soll, ist falsch und ein hartnäckiger Mythos“, so Mayer. Bleibt ein Mensch über längere Zeit vermisst, wird er in eine Datenbank aufgenommen, die seit 60 Jahren besteht. Gibt es eine Regel, wann solche Fälle abgeschlossen werden? „Nie“, sagt Stefan Mayer. „Beziehungsweise nur dann, wenn wir eine Leiche ▶

EIN SELTENES GLÜCK
Natascha Kampusch am Tag ihres Wiederauftauchens nach acht Jahren Gefangenschaft



TÄGLICHES MARTYRIUM
Kate und Gerry McCann mit einem Bild der seit 2007 und bis heute spurlos vermissten Maddie

*) Da der Fall einst hohes mediales Aufsehen erregt hatte, baten die Eltern um Anonymität. Auch der Vorname des Opfers wurde geändert.

finden – oder eine lebende Person.“ Gespeichert bleiben alle Fälle. Sollten neue Hinweise auftauchen, werden sie „abgearbeitet“, so Mayer. Bei internationalen Fällen „machen wir alle paar Monate Anfragen, um uns wieder in Erinnerung zu bringen“.

Als Österreichs spektakulärster Kriminalfall, der weltweites Aufsehen erregte, gilt die Geschichte von Natascha Kampusch, die acht Jahre lang von ihrem Entführer, dem arbeitslosen Nachrichtentechniker Wolfgang Přiklopil, im Keller seines Hauses in der niederösterreichischen Gemeinde Strasshof gefangen gehalten worden war. Der Mann hatte das damals zehnjährige Kind 1998 auf dem Schulweg in einen Lieferwagen gezerrt und in seine Gewalt gebracht. Dass Natascha Kampusch am 23. August 2006 nach 3096 Tagen in Gefangenschaft fliehen konnte, ist unter solchen Umständen ein seltenes Glück. Am Tag ihrer Flucht beging Přiklopil Selbstmord; er legte sich auf ein Zuggleis.

Parlamentarische Untersuchungsausschüsse und Evaluierungsverfahren unter Mitwirkung internationaler Experten wurden in der Folge einberufen. Ihr Fazit: Im Fall Kampusch war es bei der Polizeiarbeit zu groben Versäumnissen und Fehleinschätzungen gekommen. Natascha Kampuschs Schadensersatzklage in der Höhe von einer Million Euro gegen die Republik Österreich blieb jedoch erfolglos.

Auch der Fall des britischen Mädchens Madeleine McCann, das 2007 im Alter von drei Jahren aus einem Hotelzimmer an der portugiesischen Algarve entführt wurde, hat sich ins kollektive Gedächtnis eingegraben. Bis heute suchen ihre Eltern Kate und Gerry McCann mit Unterstützung der britischen Polizei nach ihrer mittlerweile fast 16-jährigen Tochter. Das Martyrium der McCanns ist Thema einer achtteiligen Dokumentationsserie auf Netflix. Darin werden auch schwere Versäumnisse und Inkompetenz seitens der portugiesischen Polizei angeprangert. Im vergangenen Mai, anlässlich des zwölften Jahrestags der Entführung, kursierten Gerüchte, wonach die Ermittler einen neuen Tatverdächtigen ausgeforscht hätten; die Spur dürfte jedoch im Sand verlaufen sein.

Die Netflix-Doku „Der Fall Madeleine McCann“ schildert nicht nur die persönliche Tragödie der McCanns (die vorübergehend sogar selbst als Tatverdächtige galten), sondern lässt auch Repräsentanten von Netzwerken wie dem in Virginia ansässigen International Centre for Missing and Exploited Children zu Wort kommen. Das ICMEC, 1999 gegründet und von der damaligen First Lady Hillary Clinton unterstützt, hat sich dem Kampf gegen sexuellen Missbrauch an Kindern, Kinderpornografie und Kindesentführung verschrieben und arbeitet mit Gesetzgebern und Strafverfolgungsbehörden in mehr als 100 Ländern zusammen. Unter den 22 Mitgliedsstaaten des Netzwerks ist Österreich jedoch nicht vertreten.

Nach Angaben der EU-Organisation Missing Children Europe wurde 2017 in der Europäischen Union alle zwei Minuten ein Kind als vermisst gemeldet. In mehr als der Hälfte der Fälle handelte es sich um Ausreißer,



**TRAUMA-EXPERTE
CHRISTIAN LÜDKE**
„Die Hoffnung ist
das Schlimmste in
diesem Prozess.“

von denen 61 Prozent innerhalb der ersten Woche ihres Verschwindens gefunden werden konnten. Europaweit gelten also ähnliche Richtwerte, wie sie auch das Kompetenzzentrum für vermisste Personen in Österreich anführt. 23 Prozent der in Europa als vermisst gemeldeten Kinder wurden von einem getrennten oder geschiedenen Elternteil, meistens den Vätern, nicht mehr nach Hause gebracht oder gar entführt. Fünf Prozent der abgängigen Kinder sind minderjährige Flüchtlinge, die in Europa verloren gingen, wobei die Zahl im Vergleich zu 2016 um zwei Prozent gesunken ist. Nur 0,2 Prozent der vermissten Kinder sind Opfer einer Gewalttat oder einer Entführung durch unbekanntes Dritte. In solchen Fällen durchleiden die Eltern neben dem traumatisierenden Verlust zusätzlich das Martyrium der Ungewissheit.

„Die Hoffnung ist das Schlimmste in diesem Prozess“, weiß der deutsche Psychotherapeut und Traumaexperte Christian Lüdke, Autor des Buches „Wenn die Seele brennt. Überraschende Perspektiven im Umgang mit Krisen“. Lüdke hat mit zahlreichen Paaren gesprochen, die Ähnliches erlebt haben wie die Familien McCann, Kampusch oder Scharinger. Denn „wer hofft, kann nicht in den Trauerprozess einsteigen, der so wichtig für Eltern ist, um wieder das eigene Leben zu führen und den Alltag zu bewältigen“, sagt Lüdke.

Viele der verzweifelten Eltern werden von „massiven Schuldgefühlen“ geplagt. Lüdke unterscheidet dabei die „Überlebensschuld“ und die „Zuschauersschuld“: „Einerseits fragen sich Eltern: Warum ist mein Kind verschwunden oder gestorben, warum nicht ich? Wenn ein Kind vor den Eltern stirbt, wird ein zentrales Lebensgesetz gebrochen. Das ist im Leben nicht vorgesehen. Viele erleben auch eine Zuschauersschuld und denken: Ich habe es miterlebt und habe es nicht verhindern können. Das ist eine Selbsttäuschung. Solche Schicksals- oder Unglücksfälle können wir weder voraussehen noch verhindern.“

Dass Familien an solchen Tragödien zerbrechen, musste Lüdke mehrfach erleben: „Viele Familien brechen komplett auseinander. Ich habe auch gesehen, wie Großeltern, die den Verlust ihres Enkelkinds nicht verkraften konnten, regelrecht an gebrochenem Herzen gestorben sind.“

Viele Betroffene vereinsamen im Lauf der Zeit – auch deshalb, weil ihr Umfeld Berührungsängste entwickelt. Der Therapeut Christian Lüdke analysiert die Ursachen der sozialen Isolation: „Freunde wissen oft nicht, wie sie mit den Eltern umgehen sollen. ‚Darf ich mit ihnen darüber sprechen? Darf ich auch einmal lachen, sie zu einer Party einladen?‘ Viele Kontaktabbrüche geschehen aus Unwissenheit und Unsicherheit. Ich erlebe oft Eltern, die sich einen normalen Umgang wünschen.“

Doch eigentlich ist nichts mehr normal nach einer solchen Tragödie, selbst dann, wenn sie ein glückliches Ende nimmt, wie in zwei der von profil dokumentierten Protokolle. Bewegende Einsichten, Verzweiflung, Rückzug, wiederaufflammendes Mitteilungsbedürfnis, dann Funkstille oder die Bitte um Anonymität, um die Familie nicht erneut öffentlichem Interesse auszusetzen, kennzeichnen diese Gespräche. profil dankt den Eltern für ihre Bereitschaft und das Vertrauen. n